

# Aufkreuzen zum Krieg

QUELLE: NZZ AM SONNTAG\*

**Seit Februar befindet sich die «Theodore Roosevelt» im Mittelmeer, an Bord 5500 Frauen und Männer, bereit zum Krieg gegen den Irak. Sie leben ein nüchternes Dasein inmitten von Stahl.**

*Von Markus Spillmann*

Irgendwann durchzuckt es einen doch, dieses «Warum bloss tue ich mir das an?». Nebenan hat Bob seine zwei Meter tief in die harte Sitzschale gedrückt. «You're fine, man?», schreit der schwarze Kameramann aus dem texanischen Süden. Der Lärm der zwei Allison-Turbopropmotoren dringt unbarmherzig durch Gehörschutz und Ohrenstöpsel. Träge zeigt der Daumen nach oben, dann sackt die «Greyhound» plötzlich durch. Alles zieht nach unten, das Flugzeug, die Gesichtsmuskeln, das Herz. Eben noch war es fast gemütlich im engen Frachtraum der C-2A, angeschnallt mit dem Rücken zur Flugrichtung, bei flackernder Beleuchtung, eingepfercht zwischen Ersatzpneus für eine F/A-18, Nudelpackungen und Olivenölkanistern. Einschläfernd das sonore Flap-flap der durch dünnes Blech, Hunderte von Kabeln und schmutzig beigen Schaumstoff getrennten Propeller. Jetzt aber ist es nicht mehr lustig: In einer scharfen Linkskurve stürzt die Maschine auf die lächerlich kleine, grauschwarze Fläche zu, die inmitten des Blaus plötzlich aufgetaucht ist. Dann kracht es, ein harter Schlag, die Motoren heulen auf. Bob verschwindet noch etwas tiefer im Sitz, ein ohrenbetäubendes Kreischen, brutal werden wir nach vorne in die Gurten geschleudert. Und dann, abrupt gestoppt von einem der vier über Deckgespannten Stahlseile, steht die Maschine still. «Pretty good landing» ,lächelt der Cargowart Pitt. Wir sind da, angekommen auf der «TheodoreRoosevelt», einem atomgetriebenen Flugzeugträger der Nimitz-Klasse, US-Navy, östliches Mittelmeer.

Der Offizier im Flugdeck-Operationszentrum ist glatzköpfig, smart und bittet um Anonymität. Als «handler» ist er eine Art Parkplatzwächter, aber

---

\*Ressort Hintergrund, 16. März 2003, Nr.11, Seite 23

das sollte man in seiner Gegenwart besser nicht sagen. Der knapp Dreissigjährige gebietet über die 75 Flugzeuge an Bord, wenn auch nur in Form von Matchbox-grossen Modellen, die im 1:100-Verhältnis auf einer das Flugdeck detailgetreu abbildenden Plexiglasscheibe aufgereiht sind. Selbst die Steckdosen an Deck («nopower») sind eingezeichnet. Unsere «Greyhound» ist grau, die F/A-18 pink, eine der vier «Hawkeye»-Aufklärungsmaschinen schwarzweissgestreift. Auf die Flügel gelegte Muttern und Schrauben zeigen Bereitschaftsgrade an - in Wartung, defekt, wird aufgetankt, keine Munition. Das wirkt zwar alles etwas gebastelt, funktioniert aber. «Weisst du, hier herrscht das organisierte Chaos, darum braucht es mich», grinst der «handler» und schubst eine «Tomcat» übers Plexiglasdeck - spiegelbildlich schiebt sich draussen vor dem Fenstereine echte F-14 röhrend vor die Sonne. Im Abstand von weniger als 50 Sekunden können die vier Katapulte die Flugzeuge mit 25 Tonnen Schub von Deck schiessen.

### **Gefühl von Atemlosigkeit**

Ein Strom von Menschen fliesst durch einst weissgestrichene lange Gänge, kaum zwei Schultern breit, regelmässig unterbrochen von Schotts und Abzweigungen. Über zehn Decks hindurchziehen sie wie Röhren das Schiff, alles sieht gleich aus, wo was ist, wissen nur die wenigsten an Bord. So verläuft man sich auf der Suche nach der prosaischen Toilette, klettert steile Treppen hoch und stolpert andere runter, bis die Knie wehtun und die Blase gefährlich voll ist. Nur nicht stehen bleiben, denn wer das tut, ist anderen im Weg. Ameisen müssen dieses Gefühl der Atemlosigkeit kennen. Selbst beim Essen in einer der drei Messen - für Offiziere in blauen Kunstledersesseln, für Master Chiefs auf roten Plasticstühlen und für die Mannschaft auf klappbaren blauen Sitzschalen - verweilt niemand länger als notwendig. 5500 Frauen und Männer brauchen Platz, und der ist knapp. Durch die Messe werden vom Versorgungsschiff «Mount Baker» gelieferte, 500 Pfund schwere «BLU»-Bomben zum Lastenaufzug gekarrt. Selber schuld, wer ausgerechnet jetzt essen will. Nur in der Koje, 2 Meter auf 60 mal 60 Zentimeter, in drei Reihen übereinander, mit einem schmalen Zwischengang und einem blauen Vorhang für etwas Intimität, da wird besser stillgelegen. Wer unruhig schläft, stösst sich blau und wund.

«Es gibt überall Kriminelle», zeigt sich Senior Master Chief Farley von der bordeigenen Polizei auf Deck 5 überzeugt. Harte Augen, kurzer Haarschnitt, grosse Hände - mit dem Mann ist nicht zu spassen. In seinem Gefängnis finden 15 Personen Platz; zwei Zellen sind belegt, darum absolut kein Zugang für den Journalisten. Es sei der sauberste Ort an Bord, wird beim Abendessen

kolportiert, weil die Häftlinge ausser Putzen nichts anderes zu tun hätten. Vor dem geistigen Auge erscheint das Bild des mit einer Zahnbürste Fussböden reinigenden Sträflings. Farley winkt ab: die Häftlinge würden ganz normal behandelt, schliesslich gehe es nicht um Schikane, sondern um «Besserung». Die Cops tragen Kampfanzüge, Smith-&-Wesson-Pistolen und kugelsichere Westen. Ist das nicht doch etwas übertrieben? - Farley lächelt milde über so viel Naivität. «Wir wissen nicht, was uns erwartet - Messer, Schusswaffen. Das hier ist wie eine kleine Stadt, im Guten wie im Schlechten.»

Von wegen gut - das Essen ist es nicht, jedenfalls nicht für den europäischen Magen. Kalte Burger gigantischen Ausmasses, matschige Nudeln, Saucen in schrillen Farben, verkochtes Gemüse und Popcorn, Nachos-Chips und Ice-Cream à discrétion. 18 600 Mahlzeiten täglich werden in den verschiedenen Messen rund um die Uhr eingenommen, und wem das nicht reicht, der kann sich im bordeigenen Supermarkt mit den dort gleich regalweise angebotenen Eiweisspräparate neindecken. Und doch trifft man kaum auf die insgeheim erwarteten stiernackigen Testosteronpakete, sondern auf meist hagere, sportlich-durchtrainierte junge Frauen und Männer. Und noch einK lischee gilt es zu korrigieren: Der Umgangston ist freundlich-gelassen, oft sogar scherzhaft. Das den Drill-Sergeants inden Filmen aus Hollywood entgegen gebrüllte «Sir, Yes-Sir!» jedenfallsist nirgends zu hören. Vielleicht liegt es auch daran, dass viele der «enlisted» - der Nicht-Offiziere an Bord - bereits über Heim- und Lagererfahrung verfügen, wissen, was es verträgt. Die Navy bietet auch im Amerika des 21. Jahrhunderts eine Form sozialer Sicherheit, die draussen im «normalen» Leben oft fehlt. «Sie kommen als Kinder und gehen als Erwachsene», fasst es der leitende Bordarzt lakonisch zusammen. Die Besatzung sei gesund, sagt er, schliesslich liege der Altersdurchschnitt bei 23 Jahren. Und Stress, Angst, Enge, Eintönigkeit? Er schüttelt den Kopf. Nein, auch eine Häufung von psychischen Problemen gebe es nicht, 5 bis 6 Prozent, das sei vergleichbar mit einer mittelgrossen Stadt in den USA.

### **Überzeugen, nicht brüllen**

Dass es so bleibt, dafür sorgt auch Command Master Chief Beth L. Lambert auf Deck vier. Die aus Florida stammende 42-Jährige ist die ranghöchste Person ohne Offiziersrang an Bord. Der zur Flugzeugmechanikerin ausgebildeten Frau sind sämtliche Master Chiefs unterstellt - die eigentlichen Führer unter der Mannschaft. Lamberts Wort zählt viel beim Kapitän und alles bei der gewöhnlichen Besatzung. Ihr Führungsgrundsatz ist einfach: Diese Soldatengeneration sei zu intelligent, um mit Gebrüll motiviert werden zu können. «Sie müssen die Leute überzeugen, ihr Verhalten positiv beeinflus-

sen.» Notfalls könne man immer noch anders, droht sie und lacht röhrend. Hinter aller Freundlichkeit verbirgt sich auch bei ihr nüchterne Entschlossenheit, eine Kultur des «no nonsense». Nicht ohne Grund ist Lambert die erste Frau überhaupt in dieser Position, seit die Navy 1993 damit begonnen hat, weibliche Angehörige auf ihren Kriegsschiffen aufzunehmen. Inzwischen leisten Frauen in allen Chargen Dienst, ausser bei der U-Boot-Flotte und den Navy-Seal-Kommandoeinheiten. Auf der «Roosevelt» sind es neben 4700 Männern deren 800. Schlaf- und Waschräume sind strikt getrennt, alles andere gemischt. Paarbeziehungen sind an Bord ebenso verboten wie flüchtige Bettgeschichten, die angesichts der Enge der Kojen eh kaum vollzogen werden könnten. Wer als Frau doch schwanger wird - es gibt Landgänge -, wird sofort ausgeflogen, Rückkehr nach vier Monaten Babypause. Ein Katalog von Verhaltensregeln im «Handbuch für die Navy» legt fest, was normaler Umgang ist und wo sexuelle Belästigung beginnt. Reichlich theoretisch das Ganze, das gibt auch Lambert zu, aber sie ist überzeugt, dass es funktioniert. Geschieht «es» trotzdem, greift die Navy unbarmherzig ein: Lambert hat es selbst erfahren. Ihr Mann leistet für die Navy in Kuwait Dienst, die drei Kinder des Paares sind in der fernen Heimat in der Obhut von Verwandten. Ob sie darüber glücklich sei? - Nein, es sei sehr hart, aber es sei halt so, meint sie. «Wir sind Seeleute, und wir sind gute Seeleute.»

22 Uhr, es ist sternenklar, Halbmond, leichter Wellengang. Unter Deck über Lautsprecher das abendliche Gebet - Dank dem lieben Gott, er möge sie schützen auf der Mission, auch Präsident Bush und die ganze Nation. Das Amen verklingt im Geschepper von Tassen und Tellern. Draussen gleitet die «Roosevelt» still dahin. Tief im Innern, weit unten im Schiff, treiben kaum hörbar die zwei Atomreaktoren die vier Schrauben von je sieben Metern Durchmesser an. Sie können die 100 000 Bruttoregistertonnen bis zu 50 Kilometer pro Stunde vorwärts treiben - ein gut frisiertes Moped mag schneller sein, nicht aber viele andere hochseetaugliche Schiffe. Auf dem Flugdeck wird gearbeitet: Eine «Tomcat» schiebt sich zum Startkatapult. In knapp zwei Sekunden wird sie wie ein Geschoss zum Ende der knapp 100 Meter langen Startbahn schnellen. Hinter dem 32 Tonnen schweren zweistrahligem Jet ist eine Stahlwand hochgefahren, Schutz für die Bodencrew vor dem heissen Strahl der Triebwerke. Ihre Arbeit gehört zuden gefährlichsten an Bord - Seeleute wurden schon in Triebwerke gesogen, von Nachbrennern schwer verbrannt oder durch Flügelenthaupet. Unachtsamkeit kann in dieser von Stahl geprägten Umgebung tödlich sein. Dann treten alle zurück, knien zu Boden, wie Balletttänzer, mit gestrecktem Bein in Abflugrichtung, die Daumen nachoben zum «ready to go». Die Triebwerke heulen auf, ein letzter Blickkontakt aus dem Cockpit, dann löst der «shooter» am Rand der Start-

bahn die Katapultbremsen, ohrenbetäubend donnert die Maschine vorbei. Kurz glüht der Nachbrenner auf, das Ende des Decks ist erreicht, ein kurzer, banger Moment, ein leichtes Absacken, dann fängt sich das Flugzeug, zieht in die Höhe, verschwindet im dunkeln Blau der Nacht.

### **Kampf um Akzeptanz**

32 Jahre alt ist sie, mit wachen blauen Augen, Sommersprossen und zum Rossschwanz zusammengebundenen rotbraunen Haaren. Ihren Namen möchte sie lieber nicht veröffentlicht haben, die Pilotin im Rang eines Lieutenants einer F/A-18-Staffel, und auch keine Fotos von ihr, bitte - reden aber sei okay. Sie ist eine von drei Frauen, die auf der «Roosevelt» im Cockpit eines Kampfflugzeuges sitzen; unausweichlich die Frage, ob sie das störe. Nein, meint sie, an einem staubigen Muffin kauend, es sei halt einfach noch sehr selten und daher speziell. In einer von Männern dominierten Welt, der Navy, in einer zusätzlich von einer ganz speziellen Sorte Mann - dem Piloten - beherrschten Domäne zu arbeiten, habe seine Vor- und Nachteile. Man werde gleich gefordert wie alle anderen, sagt sie, und trotzdem anders wahrgenommen. Die Hürde, akzeptiert zu werden, liege dabei höher, und rascher sei der Vorwurf ausgesprochen, man habe halt versagt, weil man eine Frau sei. Der Tod und das «Todbringen» bleiben auch bei ihr in distanzierter Wahrnehmung - obwohl sie im Vergleich zum Rest der Besatzung stärker damit konfrontiert ist. Angst gesteht sich die «Hornet»-Pilotin keine ein. Und trotzdem, Krieg möchte sie nicht, «nein, sicher nicht»! So wäre sie auch nicht enttäuscht, wenn das täglich durchgeführte Zielschiessen auf einen nachgeschleppten Schwimmkörper und die simulierten Luftkämpfe das blieben, was sie bis jetzt waren: nur Vorbereitung auf den Ernstfall.

Dieser jedoch könnte für die «Roosevelt» schon sehr bald eintreten. Das grösste Waffensystem der USA trägt den Namen jenes amerikanischen Präsidenten, der - nicht ahnend, zu welchen rhetorischen Leistungen die Administration Bush fähig sein würde - einst über die internationale Diplomatie gesagt hat: «Sprich sanft, und trage eineng rossen Stock.» «Big stick» lautet denn martialisch der Kosenamen der «Roosevelt», die seit 1986 im Zentrum der rund 20 Schiffe zählenden 8. Trägerkampfgruppe von Norfolk in Virginia immer wieder zu den Krisenherden dieser Welt entsandt wurde.

Kapitän «Spanky» Richard J. Hanlon nimmt im blau gehaltenen Salon vor den gesammelten Werken Roosevelts Platz. Man sei «bereit», was immer der Präsident zu tun für richtig befinde, sagt der hagere Endvierziger mit etwas gefrorenem Lächeln. «It's up to us now», steht unter dem Gemälde, das die

Schlacht von Las Guasimas in Santiago de Cuba am 24. Juni 1898 zeigt. Sein verwaschenes grünes Sweatshirt will nicht so recht zum Bild passen, das man von einem Kapitän gemeinhin hat. Es ist eine Ehrbezeugung des immer noch aktiven «Hornet»-Piloten an die «Grünhemden» seines Schiffs, die unter anderem an den Katapulten stehen.

Der Wind hat aufgefrischt, so sehr, dass der Kursangepasst werden muss, damit die für die Landung der Maschinen maximal zulässigen sieben Knoten Seitenwind nicht überschritten werden. Langsam vollzieht das stählerne Ungetüm die Kursänderung. Fasziniert nimmt man die geballte Kraft und Technik wahr. Und doch nagt die Frage, ob denn in einer Welt der Nanotechnologie, der beständigen Miniaturisierung und der rasend fortschreitenden Computerentwicklung noch Platz ist für solchen Gigantismus, für die distanzierte, nüchterne Wahrnehmung der verheerenden Wirkung, die diese auf wenigen Quadratmetern vereinte Zerstörungskraft entfalten kann.

In einer Nische im zweiten Hangardeck, dort, wo Flugzeuge und Helikopter zur Wartung mit drei gigantischen Fahrstühlen vom Flugdeck heruntergefahren werden, steht eine Vitrine mit einem ausgestopften Elchkopf. Geschossen hat das Tier vor langer Zeit der passionierte Jäger Roosevelt. Und plötzlich ist der Tod doch sehr nahe.